Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Florence Monneroy [Fortsetzung]
Autor: Gladès, André
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573625

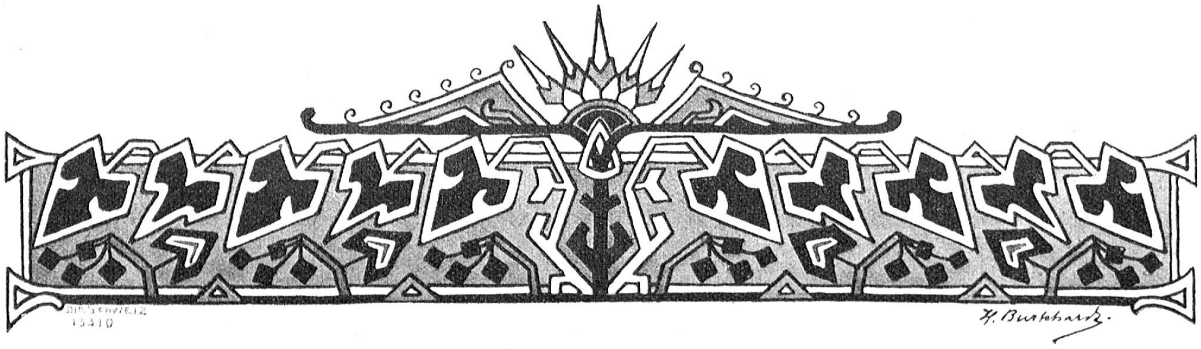
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Florence Monneroy.

Nachdruck verboten.

Von **André Gladès** (1867—1906).

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Nina Knoblich, Nonnenhorn.

(Fortsetzung).

Die folgenden Jahre zeichneten sich durch keine besondern Ereignisse aus; mich fesselten die Bande, die meine neue Familie um mich geschlungen, in so angenehmer Weise, daß ich gar keine Zeit fand, diese Einförmigkeit zu empfinden.

Florence und Simone führten das etwas oberflächliche Dasein junger Weltdamen; mir fiel infolge der Schonungsbedürftigkeit meiner Frau mehr und mehr das Amt des liebenden Vaters zu, der sich aufopfert. Ich vermochte Simone nichts abzuschlagen. Sie besaß jenen Liebreiz eines Kindes, dessen staunende Augen entzückt um sich blicken, das nur den glänzenden Schein der Dinge gewahrt, auf sonnenbeschienenem Pfade dahintändelt und allem, dem blauen Himmel, den linden Lüften entgegenjauchzt. Alles beglückte sie. Ihr frohes Lachen hallte ansteckend im Hause wieder, ihre Unkenntnis der häßlichen Wirklichkeit umgab uns mit einer Atmosphäre der Reinheit, die köstlich war. Wenn sie mein leibliches Kind gewesen wäre, ich hätte sie nicht inniger lieben können, und ich bildete mir ein, jedermann müsse meine Gefühle teilen.

Die Heiratsanträge, deren Gegenstand sie war, trugen nur dazu bei, mich in dem, was ich meine väterlichen Illusionen nannte, zu bestärken. Wenn sie mit zwanzig Jahren noch frei war, lag die Schuld ein wenig auf meiner Seite. Ich war zu wählerisch und bat sie halb im Scherz, halb im Ernst, mir genügend Zeit zu lassen, einen ihrer würdigen Gatten auszusuchen. Mein großer Wunsch, den auch meine Frau allmählich teilte, ging dahin, sie mit dem Grafen von Emeline, dem Sohn eines alten Jugendfreundes von mir, zu verheiraten. Ich hatte ihn schon seit mehrern Jahren nicht mehr gesehen, da er durch die Zufälle der diplomatischen Laufbahn bald in jene, bald in diese fremde Stadt verschlagen wurde und beständig im Auslande lebte. Doch hegte ich für ihn die gleichen freundschaftlichen Gefühle, die ich einst seinem Vater, dessen treffliche Eigenschaften ich auch dem Sohne zuschreiben durfte, entgegengebracht hätte. Wir standen in Briefwechsel miteinander, da ich ihm die Sorge für einige Privatangelegenheiten abnahm. Er bezeugte mir stets lebhaften Dank für diese kleine Gefälligkeit, und ich fand in allem, was er schrieb, gewissermaßen ein Echo des vornehmen Sinnes meines teuern Freundes. Mit der Zeit gewöhnte ich mich daran, ihm von meinen Stieftöchtern, namentlich von Simone, zu erzählen. Er schien sich für diese Mitteilungen zu interessieren, deren geheime Absicht ihm wohl nicht verborgen blieb. Als er mir seine baldige Rückkehr und den Entschluß, sich nunmehr dauernd in der Heimat niederlassen zu wollen, ankündigte, sagte ich mir, daß sich für meine Pläne günstige Aussichten eröffneten, und fing an, in Gegenwart der beiden Schwestern öfters über Emeline zu sprechen. Allerdings bin ich mir dessen vollständig bewußt, daß ich mich dabei meistens an Simone wandte, und der Schelm merkte denn auch bald genug, wo die Sache hinaus wollte. Sobald der Name des Grafen genannt wurde, legte sie gleichsam Beschlag darauf, als seien wir stillschweigend übereingekommen, daß nur sie imstand sei, Louis d'Emeline gebührend zu würdigen.

Florence hörte uns gleichgültig zu; mischte sie sich einmal in die Unterhaltung, geschah es in ihrer kühlen, nüchternen Art, immer von jenem leicht spöttischen Unterton durchsetzt, dem nicht beizukommen war. Vier Jahre gesellschaftlichen Lebens hatten sie zur gewandten, eleganten Dame gemacht, die nicht viel, aber gut und klug zu sprechen wußte. Trotzdem wurde ihr weder von jungen noch von alten Männern besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Etwas Herbes, Unnahbares, eine Art seelischer Starrheit lag über dem jungen, zwanzigjährigen Geschöpf, was eine Schranke zwischen ihr und den Menschen aufrichtete. Ob sie unter der Bevorzugung ihrer Schwester litt? Wenn ich bisweilen versucht war, daran zu glauben, verstand sie es jedenfalls so gut zu verbergen, daß sich mir nie bestimmte Anhaltspunkte boten, die meinen Verdacht bestätigen konnten. Ihre Mutter beurteilte sie nicht anders als ich, hielt sie für eine kalte Natur, unfähig, Herz oder Phantasie je die Oberhand über den Verstand gewinnen zu lassen. Wir versäumten es allmählich, ihr Tun und Treiben, ihre Lektüre, ihren Briefwechsel zu kontrollieren, und überließen sie ganz sich selbst.

Wie unbeschränkt die Freiheit war, die sie genoß, möge Ihnen das folgende Beispiel beweisen. Eines Tages suchte ich Florence in ihrem Zimmer auf, um etwas Geschäftliches mit ihr zu besprechen. Sie saß lesend am Fenster; bei meinem Eintritt erhob sie sich mit der ihr eigenen Ruhe und forderte mich mit zeremonieller Artigkeit zum Sitzen auf. Nachdem ich mich meiner Mission erledigt, unterhielt ich mich noch eine Weile mit ihr. Höflich ging sie darauf ein, ohne daß ich zu sagen vermocht hätte, ob ihr mein Bleiben angenehm sei oder nicht. Während wir über dieses und jenes sprachen, ließ ich meine Blicke wandern auf der Suche nach irgend einem Gegenstand, der mir eine besondere Liebhaberei verraten könnte. Ihr Zimmer unterschied sich von demjenigen anderer reicher Mädchen nur durch seinen ernstern Charakter und tadellose Ordnung. Ein Büchergestell fiel mir auf mit einer stattlichen Reihe geschmackvoll gebundener Werke, und fast gleichzeitig sah ich auf das Buch, das sie vorhin in der Hand gehalten hatte und das jetzt geschlossen auf dem Tische vor uns lag.

„Ist das nicht ‚Le Théâtre d'amour', was du da liestest?" fragte ich.

„Gewiß," versetzte sie, „ich habe es mir neulich kommen lassen. Porto Riche ist mir sehr sympathisch."

„Hm, das wundert mich eigentlich! Darf ich mir deine Bibliothek mal ansehen?" fuhr ich fort, plötzlich von einiger Unruhe erfaßt.

„Bitte!"

Sie war wieder aufgestanden und stellte sich neben mich hin, während ich die goldgepreßten Titel musterte: Marguerite, Bourget, Maupassant, Loti in violettem Einband, E. Rod in blaßlila, Baudelaire . . .

„Ach, also auch die Dichter liebst du? Und hier kommt George Sand, Alfred de Vigny, Lamartine . . . Die Romantiker stellst du in eine Kategorie . . . Dichter und Prosaiker? . . . Da sind die Engländer: Shelley, Byron, Elisabeth Browning . . . Wie ich sehe, fehlt dir ein Tennyson; wenn du erlaubst, werde ich dir den schenken. Ich wußte gar nicht, daß du so belesen bist . . . Wer hat die Bücher ausgesucht?"

„Zum Teil ich selbst. Die andern gehörten meinem Vater."

„Hat Mama die Wahl gebilligt?"

„Ich habe sie gar nicht gefragt. Aber sag' ihr nichts davon, bitte!"

Fast wie ein Aufschrei hatte das geklungen. Verblüfft und erstaunt sah ich sie an. Zum ersten Mal bemerkte ich eine Verlegenheit, ein Erröten an ihr, hörte ich ein Zittern in ihrer Stimme. Doch nur eine Sekunde — dann nahm ihr Gesicht schon wieder die ihm natürliche Farbe, nahmen ihre Augen den gewohnten kühlen Ausdruck an. Die Hände, die sich flehend hatten erheben wollen, sanken wieder herab, und in gelassenem Ton sagte sie: „Mama sieht meine Bücher überhaupt nicht an, wenn sie in mein Zimmer kommt. Du weißt ja, sie läßt mir viel Freiheit. Bei Simone möchte eine Fürsorge dieser Art eher angebracht

sein. Aber ich, ich bin nicht romantisch veranlagt . . . Wenn ich diese Bücher lese, so tue ich es, um meinen Geschmack zu bilden; auch habe ich — als richtiger Bibliophile — eine Vorliebe für schöne Einbände."

Ich meine sie wieder vor mir zu sehen — stolz über den so leicht errungenen Sieg. Sogar ihres Kleides erinnere ich mich noch. Bei all jenen Episoden, die sich tief in mein Gedächtnis eingeprägt haben, ist mir Florences Bild unzertrennlich von diesen Aeußerlichkeiten. Für Bälle und Gesellschaften mußte sie sich den Wünschen ihrer Mutter oder vielmehr dem Geschmacke Simones fügen; doch in der Wahl ihrer übrigen Toiletten war sie unbehindert. An jenem Tage trug sie ein Kleid aus gelbem Crêpe de Chine, das in losen Falten niederfiel. In den Händen hielt sie „Le Disciple" von Bourget, in mattes Blau gebunden, den ich bewundern sollte, und ich erinnere mich, ihr eine Stickerei schlanker Irisblüten in dieser Nüance zu ihrem Kleide geraten zu haben. Nach dieser kleinen Abschweifung auf ästhetisches Gebiet verließ ich sie, schon wieder einmal völlig irre an meinem Urteil über diesen Charakter und höchlich verwundert über diese sonderbare Liebhaberei für schöne Bücher bei einem zwanzigjährigen Mädchen.

Nicht lange darauf meldete Emeline seine Ankunft an, und ich fand keine Zeit mehr, an anderes als an meine Pläne zu denken. Alles ging nach Wunsch. Simone fesselte ihn gleich bei der ersten Begegnung, und meine ganze Diplomatie beschränkte sich noch darauf, Simones liebenswerte Eigenschaften auf möglichst unauffällige Weise ins rechte Licht zu setzen, wenn ich mit Louis allein war, und Simone gegenüber das Lob meines jungen Freundes zu singen. Auf beiden Seiten plädierte ich für eine Sache, die bereits gewonnen war, und in kürzester Frist einigten sich die beiden Leutchen dahin, ihr Leben fortan gemeinsam wandern zu wollen. — — Die Verlobung erfolgte im März, die Hochzeit wurde für Ende April festgesetzt. Daß diese sechs Wochen zugleich eine Zeit voller Unruhe und Geschäftigkeit bedeuteten, braucht kaum gesagt zu werden. Florence beteiligte sich in ihrer gewohnten Weise daran, soweit es die gesellschaftlichen Pflichten erforderten. Mit dem Bräutigam ihrer Schwester hat sie, soviel ich weiß, außer den üblichen Phrasen keine zehn Worte gewechselt.

„Wie gefällt dir eigentlich Florence?" fragte ich Louis eines Abends, als ich ihn zu einer Zigarre entführt hatte. „Du hast dich noch nie darüber geäußert."

„Sie ist sehr schön."

„Ein schönes Marmorbild, nicht wahr?"

Er blickte der bläulichen Rauchwolke nach, die sich emporringelte, streifte die Asche ab und versetzte dann:

„Ein Marmorbild, mag sein! Aber wenn man sich dieses Gesicht, von Leidenschaft bewegt, vorstellt, müßte es sich wundervoll ausnehmen."

„Etwas, das weder du noch ich erleben werden, mein Lieber! Florence kennt keine Leidenschaften. Sie ist eine Philosophin, kühl bis ans Herz hinan."

Kühl bis ans Herz hinan! Wie sehr recht ich mit diesem Ausspruch hatte, sollte ich bald erfahren.

Simones Hochzeit fand an einem der ersten frühlingswarmen Tage statt. Es war ein schönes, wohlgelungenes Fest, das, wie ich glaube, allen Teilnehmern in freundlicher Erinnerung geblieben ist. Der Himmel, der sich in lichtes Blau mit duftigen, weißen Wölkchen gehüllt hatte, spendete bald Sonnenschein, bald kurze Regenschauer, die funkelnde Diamanten auf den Blättern zurückließen. Unter Regen traten wir in die Kirche ein; als das junge Paar vor dem Altare kniete, brach ein Sonnenstrahl durch die Scheiben. Und so blieb es den ganzen Tag: Regen und Sonnenschein, Sonnenschein und Regen! Das richtige Wetter für Simones Trauung! Die Natur schien das Spiegelbild ihrer Seele zu sein oder, wenn man will, ihre Seele ein Spiegelbild der Natur. In der Kirche vergoß sie etliche Tränen, in der Sakristei lächelte, beim Verteilen des Bouquets an die Freundinnen lachte sie, um von neuem zu weinen, als sie von ihrer Mutter, die sehr blaß und angegriffen aussah, Abschied nahm. Und als sie in den Wagen stieg, hatte ich eben noch Gelegenheit, einen glückstrahlenden Blick zu erhaschen, der sich zwischen den nassen Wimpern hervorstahl. Louis' Glück trug einen ruhigern, ernstern Charakter.

Dagegen war uns Florence mit ihrer Kaltblütigkeit an diesem Tage, wo wir alle ein wenig den Kopf verloren hatten, eine große Stütze. Sie vertrat ihre leidende Mutter bei den Gästen und entpuppte sich als äußerst gewandte und umsichtige Wirtin. Ein Herr Le Quesnel, in der Provinz ansässig, der sich stets nur kurze Zeit in Paris aufhielt und sich unter all den fremden Leuten langweilte, nahm mich beiseite und vertraute mir an, daß Fräulein Monneroy eine wirklich liebenswürdige junge Dame sei. In der Tat hatte sich Florence, nachdem sie seine Verlassenheit bemerkt, einige Male mit ihm unterhalten. — Le Quesnel war Landedelmann, gebildet, im übrigen aber herzlich unbedeutend; fast das ganze Jahr lebte er auf seinen Gütern, und nur in langen Zwischenräumen kam er einige Tage in Geschäften nach Paris. Er war mit dem Vater meiner Stieftöchter befreundet gewesen, und in dieser seiner Eigenschaft als alten Bekannten hatte ihn meine Frau eingeladen. Während seines jetzigen Aufenthaltes besuchte er uns öfters und hielt, ehe er die Rückreise in seine Hautes-Pyrénées antrat, um die Hand Florences an.

Zu unserer nicht geringen Ueberraschung zeigte diese sich der durchaus mittelmäßigen Partie nicht abgeneigt. Sie war zwanzig, er fünfzig Jahre alt, sein Vermögen nicht groß. Interesse besaß er eigentlich nur für seine Landwirtschaft, nach der er sich jetzt, nach vierwöchentlicher Abwesenheit, förmlich sehnte. Daß von seiner Seite Liebe mitsprach, glaube ich kaum: er suchte eine Frau, und Florence paßte ihm, das war alles.

„Fräulein Monneroy," setzte er mir auseinander „hat es mir durch ihre Klugheit und den Ernst, der weit über ihr Alter hinausgeht, angetan. Sie scheint mir diejenigen Eigenschaften zu besitzen, die ich bei einer Frau am meisten schätze: Ruhe, Ordnungssinn und gesetztes Wesen. Und was mich anbetrifft, glaube ich, ihr nicht unsympathisch zu sein."

„Bitte, sprich du einmal mit Florence!" bat mich meine Frau. „Vielleicht hört sie eher auf dich. Ich bekomme es nicht fertig, ihr Vernunft beizubringen. Immer führt sie nur ein und dasselbe an: sie sei weder schwärmerisch noch ehrgeizig, mache sich nichts aus Geselligkeit, habe Freude am Landleben und Herr Le Quesnel sei ein achtbarer Mann . . . So kalt sie auch sein mag, schließlich ist sie doch nur ein junges Ding, das im Begriff steht, eine Dummheit zu machen. Sie hat keine Ahnung vom wirklichen Leben und muß gewarnt werden! Auch sie hat ein Recht auf Glück; aber wie soll sie es in einer solchen Ehe finden?"

Auch meine Bemühungen, Florence in ihrem Entschlusse wankend zu machen, waren vergeblich. Eines Abends bat ich sie, mich in mein Arbeitszimmer zu begleiten, da ich mir einbildete, dort mehr Autorität zu besitzen. Ich bot alles auf, führte alle möglichen Gründe ins Feld, versuchte, ihr in aller Güte beizukommen, obwohl, diesem neuesten Beweis von „Vernunft" gegenüber, meine Achtung etwas gesunken war. Alles prallte an ihr ab, auf sämtliche Vorstellungen hatte sie eine Antwort bereit.

Durch ihre unerschütterliche Ruhe einigermaßen aus der Fassung gebracht, rief ich: „Da du so gar nicht zu wissen scheinst, wie es im Leben zugeht, Florence, muß ich wohl oder übel einige intimere Sachen berühren. Du sagst, du liebest niemanden, Herr Le Quesnel sei ein Ehrenmann, nichts lasse befürchten, daß er dich unglücklich machen werde. Aber vergißt du denn ganz, daß du erst zwanzig Jahre alt bist? Weißt du, ob dein Herz nie nach seinem Rechte begehren wird?"

Sie erwiderte nichts, zuckte nur die Achseln.

Mit wachsender Erregung fuhr ich fort: „Du stehst im Begriff, dich für dein ganzes Leben durch einen Schwur zu binden, und das ohne Liebe, ohne Illusionen . . . Denn das mußt du doch zugeben, daß dir Le Quesnel nur eine ganz alltägliche Sympathie einflößt, bei der nicht einmal die ohnehin nicht sehr stichhaltige Entschuldigung äußerer Vorteile mitspricht! Aber wenn dir diese Verbindung aus Gründen, die ich nicht verstehe, heute gefällt, denke daran, daß der Augenblick kommen kann, wo sie dich reut! Denke daran, daß du noch in der Frische und Vollkraft der Jugend stehst, wenn er bereits ein Greis geworden ist! Denn, wohlverstanden, Le Quesnel ist fünfzig Jahre alt . . ."

„Zweiundfünfzig!" fiel sie mir ins Wort. „Er hat weder versucht, sich jünger zu machen, noch, mich über die Natur seiner Gefühle zu täuschen. Wir haben uns ganz offen ausgesprochen, und ich bin ihm für seine Ehrlichkeit dankbar. Ich weiß, daß er eine Frau braucht, daß meine Mitgift ihm von Nutzen sein wird, ich weiß, daß ich eine sehr gute Partie für ihn bin und ihm durch die Annahme seines Antrages eine Gunst erweise. Er weiß das ebenfalls und hat es mir gesagt. Er wird also

mehr empfangen, als er zu geben vermag. Und er wird mir Dank dafür wissen. Wir werden miteinander leben, wie zwei Menschen, die sich schätzen und bereit sind, eines dem andern die notwendigen Zugeständnisse zu machen ... Du siehst, auch ich kann mit Gründen aufwarten ..."

Sie unterbrach sich und sah mich fast triumphierend an, wahrscheinlich um zu beobachten, welchen Eindruck diese letzte Bemerkung auf mich ausüben werde; dann setzte sie ernst hinzu, indem sie nachdenklich den Kopf in die Hand stützte:

„Sein Antrag schmeichelt mir, ich will es dir gestehen. Meine Schwester hat deren vier erhalten, ehe Herr von Emeline um sie warb, ich keinen einzigen. Das ist etwas demütigend. ... Er empfindet keine Leidenschaft für mich; aber die Auserwählte bin ich doch. Und im Leben eines Menschen irgendetwas zu bedeuten, ist eine Genugtuung ganz neuer Art für mich. Es mag dir kindisch vorkommen, daß ich darauf soviel Wert lege. Aber ich habe nicht viel Liebe gekostet." Ein forschender Blick traf mich, als sie diese Worte aussprach, und ich fühlte die Bitterkeit des nur zu berechtigten Vorwurfes, weshalb ich vorzog, nicht darauf einzugehen. Aber eine Ahnung, es könnte sich in diesem jungen Herzen viel Schmerz, vielleicht auch Groll, angesammelt haben, stieg in mir auf.

„Warte wenigstens noch etwas!" entgegnete ich. „Jetzt haben Mama und ich Zeit genug, uns nach etwas Passenderem umzusehen."

„Ich danke dir," sagte sie. „Aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß ich mein Leben gar nicht besser einrichten könnte als durch diese Heirat mit Herrn Le Quesnel."

„Lockt dich denn Simones Glück nicht?" fragte ich nach kurzem Schweigen.

„Soll ich vielleicht gar eifersüchtig darauf sein?" entfuhr es ihr.

Doch sie beherrschte sich sofort und brachte wieder ihre beliebte Redensart an: „Ich bin nicht romantisch."

„O, mein armes Kind, ich fürchte, du bist es nur allzusehr, auf deine Weise!" rief ich. „Aber du siehst falsch, du folgerst falsch, du bist wie ein Blinder, der nicht sehend werden will! Mögest du deinen Eigensinn nie zu bereuen haben!"

Dieser Ausdruck schien sie zu verletzen; denn sie erhob sich, um dem Gespräch ein Ende zu machen, indem sie sagte: „Nun denn, war die Schuld mein, sei auch die Strafe mein!" Mit diesem Zitat aus einer englischen Romanze verließ sie mich.

So war diese Heirat beschlossene Sache, und nicht lange nach Simones Hochzeit fand auch diese Trauung, in aller Stille zwar, auf dem Lande statt. Gleich nach dem Morgenimbiß reiste Florence in ihre neue Heimat ab, wo Herr Le Quesnel, der bei der Schilderung seiner Berge in förmlich gerührte Stimmung geriet, ihr ein freundliches Dasein, ganz nach ihrem Geschmack, in Aussicht stellte. Simone und ihr Gatte, die eine lange Hochzeitsreise unternommen hatten, konnten der Feier nicht beiwohnen — — — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt).

Eine Frühlingsfahrt nach dem Rütli der Hellenen.

Mit acht Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers. Nachdruck verboten.

Dem bekannten Worte „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn" läßt sich mit ebensoviel Recht ein anderes an die Seite stellen: Wer die Geschichte eines Landes in ihrem tiefinnersten Wesen erfassen will, der muß es mit offenen Augen bereist oder — noch besser — von einer hohen Warte aus gesehen haben. Wie manches, das ihm sonst als ein Spiel des Zufalls erschien, wird ihm erst dann klar, wenn er den Schauplatz der Geschehnisse vor sich ausgebreitet sieht. Wer könnte z. B. den Freiheitskampf der Schweizer recht verstehen, wenn er nicht die idyllisch-einsamen Täler und Tälchen um den Vierwaldstättersee sich in die Erinnerung ruft, die in ihrer Abgeschiedenheit vom großen Weltgetriebe ein Herdenbewußtsein in ihren Bewohnern nicht aufkommen lassen? Wem wird das Ringen Habsburgs und Frankreichs zur Zeit der Bündnerwirren um die Tore der Südmauer Rätiens klar, wenn er nicht weiß, wie jene unwirtlichen Höhen sich wie ein Keil zwischen österreichisches und spanisches Gebiet hineindrängten?

Die geographische Karte eines Landes ist das Spiegelbild seiner Geschichte. Draußen in den weiten Ebenen gilt der einzelne nichts, dort ist der Boden, auf dem die Monarchien gedeihen; in den Bergen ist aber der Mann noch was, da wird das Herz noch gewogen, da lernt jeder, im harten Kampf mit der Natur gestählt, sich selbst beschützen und sich selbst gehorchen, und wenn's zu einer Sammlung kommt, dann ist's eine freiwillige Vereinigung und keine Unterordnung unter das Machtwort eines einzelnen.

Was Heinrich Zschokke im Hinblick auf die Schweizer sagte, daß der Mensch gleich der Pflanze die Frucht seines Himmels und seines Bodens sei, das gilt ganz besonders auch von den Hellenen. Wer den Schauplatz ihrer Taten, ihrer Ideale und Irrtümer von Akrokorinth oder von der Höhe des Pentelikon aus betrachtet hat, der lernt es begreifen, daß hier in diesem Gewirr von Tälern kein Platz für einen Autokraten war und daß die Hirten in der Weltabgeschiedenheit Arkadiens und die im Kampfe mit dem Meer zum Selbstbewußtsein erzogenen Insel- und Küstenbewohner kein Verständnis hatten für die asiatische Politik des Großkönigs. Und wenn uns einer einwirft, daß in demselben Lande heute ein König thront, dann erinnern wir ihn an das Ende der bayrischen Königsherrlichkeit in Athen und an die freiheitatmenden Klephthenlieder der Epigonen, die auch heute in dem aus dem europäischen Monarchenpflanzgarten im hohen Norden nach dem Tale des Kephisos hin verpflanzten Wassilefs Georgios nicht die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche sehen. Wer das Verhältnis des Königs zu seinem Volke, das ja immerhin nur ein Simulacrum des einstigen sein mag, kennen lernt — wozu man natürlich bei den Bauern im Innern des Landes besser Gelegenheit hat als in der alles nivellierenden Hauptstadt — der bekommt den Eindruck, daß diese Monarchie nach nordeuropäischem Schnitt ebensowenig zum Lande paßt, wie die dänische Milchwirtschaft des königlichen Sommerschlosses in die Gegend des alten Dekelea hinein, dessen Erinnerungen sich mit der Gegenwart nur schlecht vertragen.

Für eine Hauptstadt nach der Art von Babylon, Rom und Paris war in Hellas ebensowenig Raum und Neigung vorhanden wie in der Schweiz; dafür haben sie aber beide an einem stillen, durch die hehre Natur geheiligten Orte ihr Rütli.

Es war ein Glück, daß unser Dampfer uns bald aus dem Bereich des Hafenlärms und der aufdringlichen musikalischen Genüsse der geschäftigen Handelsstadt Patras aufs stille Meer

Abb. 1. Aufstieg nach Delphi. Dorf Chryssó (Krisa); links oben das Dorf Kastri.